Celia hinaus. Vielleicht wollte sie draußen weinen. Frank stand einen Augenblick in schweigender Verlegenheit. „Guten Abend", sagte er dann.

In der Nacht wurde ich aus dem Bett geholt. Nachbarn berichteten, Wayne sei ein paar Minuten nach Franks Fortgang mit einem Gewehr in der Hand aus dem Hause gerannt. Zehn Minuten später hätten sie ein paar Schüsse gehört. Kurz darauf sei er in Begleitung seiner Schwestern zurückgekommen.

Ich mußte alle drei verhaften. Niemand zweifelte daran, daß Wayne Frank erschossen hatte. Der Junge selbst behauptete, er habe nur in seiner Wut in die Nacht hinausgeschossen. Wir glaubten ihm nicht und wunderten uns nur, wie es ihm gelungen sein mochte, den Toten so rasch beiseite zu schaffen. Wir konnten nämlich Franks Leiche nicht finden. Wir suchten vier Wochen lang danach. Die Alten im Farmhaus waren völlig apathisch.

Eines Tages ging ich zu ihnen hinaus. Mehr aus Mitleid als von Amtswegen, denn ich hoffte, die Alten aus ihrer Stumpfheit reißen zu können. Sie saßen in der Stube und hörten gar nicht, was ich sagte.

Da hielt draußen ein Kraftwagen. Die Tür ging auf und — Wayne trat ein. Wir starrten ihn an. „Ja", sagte er, „der Staatsanwalt hat uns freigelassen, weil . . ." Er brach ab. Er mochte wohl das Wiedersehen zwischen den Eltern und seinen beiden Schwestern, die ihm gefolgt waren, nicht stören.

„. . . weil", fuhr er dann fort und wies nach der Tür, „der Mann, den wir erschossen haben sollen, noch lebt!"

Frank stand in der Tür. Er schien ein wenig verlegen. „Ja", sagte er dann, „an dem Abend, da wir uns zuletzt sahen, wollte ich Celia nicht mehr stören. Ich dachte, es sei das beste, ich ging nach Colorado, wo ich zu Hause bin, sorgte für Arbeit und Wohnung, um erst wieder zu kommen, wenn für Celias Empfang alles bereit sein würde. Heute kam ich zurück, und der erste, der mir in der Stadt begegnete, sagte mir, ich sei schon seit vier Wochen tot. Ich ging zum Staatsanwalt, und da sind wir nun alle."

‚Und nun?' Ich fragte es ganz unwillkürlich.

‚Nun', sagte Frank, ‚fahren wir beide, Celia und ich, nach Colorado. Ich habe lange genug warten müssen!'

Celia wurde ohnmächtig, als ihr Mann sie draußen zum Wagen trug.

Damit fiel der Vorhang hinter diesem Kinodrama aus dem Leben. Ein erdachtes hätte wenigstens den einen Vorzug gehabt: ein gutes Ende!"

—⊙—

Ein Bauer stirbt

Ein Geschehnis aus der Schwedenzeit,

erzählt von H. Obert.

Als die Schweden aus dem Flecken abgezogen waren, kamen die wenigen Einwohner, die sich rechtzeitig hatten retten können, allmählich und zagend aus ihren Verstecken hervor. Die Trümmer der Häuser rauchten noch. Katrin schlich scheu auf ihren Hof; sie fand den Bauern, ihren Mann, mitten auf dem Hofplatze liegen; den Knecht hatten sie mitgeschleppt. Des Bauern Füße lagen in dem verbrannten Holzstoß, an dem man seine Fußsohlen geröstet hatte, um ihm das Geständnis, wo seine Schätze vergraben seien, zu erpressen.

Es roch nach verbranntem Fleisch. Der Regenschauer, der die Flammen gelöscht hatte, hielt zugleich den Geruch des Plünderns und Brennens fest. Einige angekohlte Balken schwelten mit dünnen Rauchtränen in den dunstigen Himmel.

Der Bauer lag mit hart zusammengeschnürten Armen und Füßen, matt stöhnend auf dem Rücken. Fliegende Funken hatten seine Kleider, die bloße Haut und das zerraufte Haar versengt. Aschenteilchen überdeckten ihn mit ihren rauhen Flocken.

Katrin war ein starkes, festes Weib, daher verzagte sie nicht und gab sich nicht nutzlosem Weinen und Klagen hin. Sie hockte sich zu ihm und zerrte mit ihren Zähnen die Knoten auf. Tiefe, rote Kerben kamen zum Vorschein. Da suchte sie solange, bis sie einen unbeschädigten Krug fand, lief zum Bach hinter der Scheuer und kühlte mit ihrem eingetauchten Tuch die brennenden Male. Auch das Gesicht des Mannes wusch sie behutsam rein. Als sie mit dem nassen Tuch an seine Lippen kam, schluckte er, immer noch bewußtlos, gierig ein paarmal. Da träufelte sie langsam von dem Wasser in seinen durstigen Mund.

Hochland

Die Bäume sind gebogen
Von einem ewigen West.
Die Stürme sind verzogen
Fern in ihr Felsennest.

Hocheinsam kommt die Sonne
Mit einer Flut von Licht
Und wogt mir Weltenwonne
In Herz und Angesicht.

Hocheinsam schwingt ein Geier
Weit überm Wipfelmeer,
Der fernen Wälder Leier
Rauscht feiernd um mich her.

Ich könnte fliegen, fliegen,
Bis an das Ziel der Zeit,
Ans Weltenherz mich schmiegen
In alle Ewigkeit.

F. Schröngamer-Heimdal.

Die Dämmerung fiel. Man mußte ein Obdach für die Nacht finden. Katrin suchte in dem eingeäscherten Haus, bis sie eine geschützte Ecke fand. Die säuberte sie und trug dahin zusammen, was sie an Decken und zerfetzten Federbetten fand. Auch einige Kienspäne las sie im Holzwinkel hinter dem Ofen auf.

Dann versuchte sie, den schweren Mann bei den Schultern zu heben. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es. Sie zerrte ihn in die notdürftig herhergerichtete Mauerhöhle. Die Spur seiner nachschleifenden Beine zog verknäuelte Linien auf der Erde. Katrin bettete ihn, so gut es ging.

Von den Dorfgenossen hatte sich bisher niemand gemeldet. Jeder war wohl mit sich selbst beschäftigt. Die Nacht kam. Kein Mond schien. Der Himmel hing voller Regen, und die Sterne waren machtlos. Katrin steckte einen Kienspan an und zwängte ihn schräg in eine Mauerfuge. Dann hockte sie nieder und wachte reglos bei dem Bewußtlosen. Flackernd tanzte die Flamme und zerrte sich mit den zuckenden Schatten herum. Katrin hatte die Arme um ihre hochgezogenen Knie geschlungen. Ihr zerfurchtes Antlitz, von bleckenden Schatten überspült, wirkte starr in seiner unnatürlichen Ruhe. Sie hielt die Augen geschlossen, doch schlief sie nicht.

Sie starrte in sich hinein. Sie sah ihr enges und bedrücktes Leben an sich vorüberziehen. Die Not und die Trübsal ihrer Lage überkamen sie so groß, daß sie weder Schmerz noch Sorge fühlte.

Nur hin und wieder schlug sie langsam und weit die Augen auf. Der Mann lag ruhig und seiner unbewußt. Die Flamme spiegelte sich in ihren klaren, feuchtglänzenden Augen.

Gegen Mitternacht regte der Bauer sich endlich. Da rief sie ihn an: „Krischan?" und nochmals „Krischan?"

Er fuhr keuchend hoch und riß seine verstörten Augen auf. „Sind sie weg, Katrin?" Sie nickte beruhigend und drängte ihn auf das Lager zurück. Mit weiten, schwarzen Augenhöhlen starrte er nach oben. Endlich, mühsam und wissend, jedoch gefaßt, sagte er: „Katrin, ich muß sterben."

Sie gab keine Antwort. Darüber brauchte man keine Rede unnütz zu verlieren. Wenn man abgerufen wird, ordnet man, was hier zu ordnen ist, und dann geht man. Mit ruhigen Fingern griff sie nach einem neuen Span und entzündete ihn am alten, verflackernden.

Wieder hub der Bauer seine gequälte Rede an. Er sprach mit zerborstener Stimme: „Die Scheune, der Stall und das Haus verbrannt. Das Vieh abgestochen oder fortgetrieben. Nur der Acker blieb. Es werden wieder bessere Zeiten kommen, Katrin. Du mußt den Acker besorgen. Er darf nicht brach liegen. Wenn er nur einen Sommer öde ist, verrottet er, und Gott straft uns alle und ihn mit Unfruchtbarkeit. Du mußt sehen, daß Du durch den Winter kommst. Ich habe nicht verraten, wo die Taler vergraben liegen. Ich habe an Dich gedacht. Du wirst sie gut gebrauchen können."

Er machte eine erschöpfte Pause und atmete röchelnd. Sonst war alles still. Sonst war alles dunkel. Nur diese kleine Flamme hielt die schwarze Nacht zurück.

Dann fuhr Christian fort: „Du brauchst jetzt einen Mann. Mußt sehen, daß Du den Meinhelm nimmst. Er hat das Unglück gehabt und ist arm. Aber er versteht was vom Land. Er ist stark. Hörst Du? Den nimm!"

Jetzt fand sie Worte: „Meinhelm? Der ist erschlagen."

„So nimm einen anderen. Aber einen Mann braucht der Acker." Sie nickte nur.

„Von den geretteten Talern kauft Ihr Euch eine Kuh. Die gibt Milch und kann den Pflug ziehen helfen." Er atmete mühsam. Er hatte alles gesagt, was nötig war. Nun konnte er ans Sterben denken.

„Katrin", bat er, und seine Augen glänzten von der beginnenden Auflösung, „geh, hol den Pfarrer!"

Sie sah in die Flamme, mit unempfindlichen Augen. „Wir haben keinen Pfarrer mehr — den haben sie erschlagen."

Der Bauer seufzte. Er flüsterte: „Katrin, bete Du — für mich!"

Sie kniete nieder auf dem gestampften Lehm. Sie faltete die Hände. Und während ihr Gesicht ernsthaft und hart blieb, sprach sie mit lauter, unbeholfener Stimme die Sterbegebete, die sie wußte. Bis der Bauer sich mit einem Male streckte und nicht mehr atmete. Sie glitt mit ihrer rauhen Hand über seine Stirn und machte die schreckhaft weiten Augen zu.

Das Licht flackerte eine Weile, dann starb es. Katrin zündete kein neues an. Tränenlos hockte sie in der Finsternis. Bis in den Mittag hinein saß sie bei der Leiche, ohne sich zu regen. Das war ihre Trauer.

Dann stand sie mühsam, mit schmerzenden Gliedern, auf. Der Tote mußt begraben werden.

—⊙—

Der Konzertsänger

Kleines Erlebnis von C. v. Kameke

Irgendwo in Deutschland auf dem Hofe des Arbeitsamtes stehen die männlichen Arbeitslosen, teils stumpf und wortlos, teils gestikulierend und erregt politisierend in kleinen Trupps zusammen. In einer langgestreckten Baracke wird ausgezahlt. Der Neuangekommene stößt beim Oeffnen der Tür regelmäßig einen kurzen Ruf des Erstaunens aus, denn die Tür schlägt gegen die Zuletztgekommenen, die sich dann noch ein wenig mehr zusammendrängen. Im Raum ist eine schwüle, verbrauchte Luft. Stundenlang schieben sich hier die Menschen in ununterbrochener Schlange erst an den Wänden, dann an den Schaltern entlang. Viel gesprochen wird nicht, nur zufällig kommt eine kurze Unterhaltung zustande. Jemand begrüßt einen Bekannten. Oben am Ende des breiten Ganges, wo der kleine Kanonenofen steht, drängt man sich noch dichter zusammen, dort ist es warm, die feuchten Schuhe trocknen, und auf dem Fußboden stehen keine schmutzigen Pfützen. Hier werden die zerknüllten, verbrauchten Stempelkarten in den Schalter gereicht. Kurz, eintönig sind die gesprochenen Worte. „Ihre Zahlkarte ist nicht hier. Gehen Sie auf Zimmer 143!" Dann schiebt sich die Schlange Mensch wieder weiter, große Zahlkarten in der Hand mit kleinen Beträgen, die Seite mit der Aufschrift von Name und Wohnung meist an den Körper haltend, mit einem Blick, der ins Leere geht. Wieder ein Schalter, man schreibt seinen Namen. Die Feinen" haben sich einen eigenen Bleistift mitgebracht, aber „Bleistift ist nicht zulässig." Und wieder malen sie auf dem vorgeschriebenen, engen Platze ihren Vor- und Zunamen mit dem ruhelosen Tintenstift, der an einem Bindfaden hängt. Wenige Schritte weiter wieder ein Schalter, Geldkasten und Kassenbücher. Es wird ausgezahlt. Derbe Arbeitshände nehmen das Geld auf, Mädchenfinger schieben es über die Zahlbank.

Und wieder schlägt die Tür gegen die eben Gekommenen. Langsam schiebt sich die Menge vor. Wieder wechselt der volle Geldkasten mit dem leeren. Wieder ist eine Seite vollgeschrieben. Scharf schwingt die Stimme am Schalter durch den Raum: „Vor- und Zuname, bitte! — Unterstützung erschöpft! — Die nächste Dame!"

Da klingt durch die lastende Schwüle das krähende Stimmchen des blonden Zweijährigen, der mit nassen Füßchen auf der für große Menschen viel zu schmalen Bank sitzt, die an der Wand entlang läuft. Er singt sich eins, unbekümmert um Menschen, Näße und Stille. Die kleine Frau, die ihn eben auf die Bank gehoben hat, wird verlegen und flüstert: „Aber Hänschen!"

Da beugt sich jemand aus dem Schalter heraus: „Wer hat denn da den Konzertsänger mitgebracht?"

Die Frau wird noch verlegener und rückt sich schon eine Rede zurecht mit „Nicht einschließen können, lange warten müssen —" Nicht nötig!

„Na, dann gehen Sie man gleich an die Kasse!" Mit rotem Kopfe schiebt sie sich durch die schmale Gasse an der Wand entlang bis zum Ofen, aber auch hier macht man ihr Platz.

„Morge' bringe' mir uns auch einen mit!" Und über die jungen und alten Gesichter huscht für Sekunden ein Lächeln.

Verantwortlich H. Semmelmann. Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sauk. Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 23 — Samstag, den 13. Juni — 1931

Der Ritt um das Glück

Historische Skizze

von Hans Eberhard v. Besser.

„Das ist ja unerhört, das ist ja schändlich, diese Unzuverlässigkeit!"

Die Generalin von Seydlitz öffnete erregt die Tür; und ihre Tochter, die mit einer Näharbeit im Erker saß, blickte rasch auf.

„Aber Mama, was ist denn los, worüber bist Du denn so böse?"

„Kind, denke doch nur, Deine Toilette fehlt; die unverschämte Springer hat nur mein Kleid geschickt, das Deine ist nicht in dem Paket. Mein Himmel! Und morgen, morgen kommt der König."

„Mama, das ist — das ist allerdings — —" Die junge Seydlitz wandte das Köpfchen zur Seite, es zuckte eigen um den kleinen roten Mund.

„Das hat man nun davon", zürnte die Generalin weiter, „da läßt man sich bei der Springer in Breslau Kleider machen, geht zur ersten Schneiderin der Provinz, weil der König kommt, und nun . . . Wir hätten besser daran getan, unsere Garderobe in Ohlau zu bestellen. Ich bin ganz außer mir. Du solltest doch hübsch aussehen, mein Kind. Der König kommt so selten nach Ohlau. Der ganze Landadel wird morgen ins Städtchen kommen, und die Offiziere werden guter Dinge sein. Wenn die Revue vorüber ist, kommt der Minnedienst."

Die feine, immer noch schöne Frau strich der Tochter liebevoll über die Wangen, die ein feines Rot färbte. Ein flüchtiger, verträumter Glanz trat in die blanken Augen des Mädchens.

„Aergere Dich nicht, Mama! Ich werde mir schon zu helfen wissen."

Die Generalin aber erwog dieses und jenes und setzte sich temperamentvoll mit der Springer auseinander, die froh sein konnte, daß sie nicht da war. Da trat der General ins Zimmer, schlank, soldatisch und mit jugendlicher Spannkraft. „Majestät kann kommen, die Kürassiere reiten immer noch so wie bei Roßbach."

Erregt berichtete die Generalin von dem Mißgeschick. Seydlitz lachte und zuckte die Achseln. Es war gewiß fatal, der König liebte gut angezogene Frauen, doch man mußte sich eben geschickt aus der Affäre ziehen.

Die junge Seydlitz hatte sich erhoben. „Reiten wir heute nachmittag, lieber Papa?"

„Heute, hm, na ja, wird schon noch gehen, gewiß, zur gewohnten Stunde also."

Frau von Seydlitz ging ratlos im Zimmer auf und ab. Da schlüpfte die Tochter unbemerkt hinaus. Wenige Augenblicke später trat sie bei Charlotte von Götz, der Freundin, in das Zimmer. Sie hatte soeben den Leutnant von Götz, den Bruder Charlottes, in das Haus gehen sehen.

Lebhaft berichtete die junge Seydlitz von ihrer Verlegenheit, schimpfte gleich der Mama auf die Springer, die für teures Geld durch Unpünktlichkeit glänze. Das scharfe Ohr des Mädchens vernahm den Sporenschritt im Nebenzimmer, der urplötzlich erloschen war.

Der Leutnant stand an der Tür und lauschte auf die energische und doch so lieblich weiche Mädchenstimme. Sein düsteres Gesicht hellte sich jählings auf. Er biß die Zähne zusammen, daß die Kinnmuskeln hervortraten, wie er es stets beim Dienst tat, wenn der Seydlitz, dieser verfluchte und dennoch dreimal gepriesene, herrliche Reitergeneral, ihn auf dem Kieker hatte. Der Leutnant liebte die junge Seydlitz, doch er wagte nicht zu sprechen, obwohl ihre Augen zuweilen lang und tief in die seinen blickten, obwohl die Kameraden ihn schon neckten. Ja, er hatte Angst vor dem General, der ihn wie toll herannahm, scharf war wie der Teufel, als ob er ihn abschrecken wollte. Gewiß, er hatte einmal Pech gehabt und bei einer Revue zu lange Bügel geritten. Wer aber der Schwiegersohn eines Seydlitz werden wollte, der mußte reiten können!

Doch nun — der Offizier lauschte auf die Mädchenstimme. Er überlegte schnell. Jetzt hieß es die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und um das Glück reiten. Nach Breslau in Karriere, ohne Urlaub, denn den würde er vom General doch nicht bekommen. — —

Als die junge Seydlitz wieder in die elterliche Wohnung schlüpfte, hatte die Mutter schon eine Näherin beim Wickel, eine zweite klingelte gerade; man wollte ein Kleid herbeiheren, so gut es ging. Die junge Seydlitz lächelte heiter. Sie lächelte noch schelmischer, als der Leutnant von Götz eiligen Schrittes unter den Fenstern vorüberging, zum Stall hastend.

Bald darauf stieg der General mit seiner Tochter zu Pferde. Sie schlug gleich scharfen Trab an, ging zum Galopp über und preschte querfeldein; lang, wie ein schmales Band, lief die Straße nach Breslau dahin. Blühende Bäume schlossen eine fröhliche Reihe, und die Sonne tanzte unter den Wipfeln. Da, eine Staubwolke — der General kniff die Augen zusammen, eine Uniform, ein Reiter in vollem Galopp.

„Verdammter Kerl, wer ist denn das? Macht sich gar wohl vor der Revue noch einen vergnügten Urlaubstag. Zum Donnerwetter, das sieht ja fast so aus, als solle es nach Breslau gehen."

Mit einem Sprunge setzte Seydlitz über einen Graben und preschte zur Straße hin. Der Leutnant von Götz sah den General. Sekundenlang setzte sein Herzschlag aus, dann hieb er dem Gaul die Sporen in die Weichen. Es gab kein Zurück mehr. Nur eins imponierte einem Seydlitz, reiten, reiten, reiten! Wenn der junge Offizier eingeholt wurde, ohne Urlaub und vor der Besichtigung nach Breslau, war er verloren, unerreichbar die schöne, stolze Seydlitz. Er gab seinem Pferde die Sporen, doch das Blut erstarrte in seinen Adern, als er sah, daß der General das Rennen aufnahm. Weit, weit hinten sah Götz das junge Mädchen auf dem Rotfuchs, das holde Bild versank wie ein Traumgespinst.

Der Offizier saß im Sattel, pfiff unermüdlich das Signal zur Attache, und sein braver Gaul schien zu verstehen, er jagte mit heuchenden Lungen dahin. Es ging über Gräben, querfeldein, und wieder eine Landstraße hinauf. Und hinter ihm brauste der General, der Seydlitz, Wahnsinn, diesem Reiter die Stirn zu bieten! Alles war verloren. Man würde den Leutnant aus dem Heere stoßen, und er war doch, um sein Glück zu erobern, in den Sattel gestiegen. Welcher tückische Zufall hatte den General in den Weg geführt! Vorbei, die Geliebte war verloren. Schon glaubte der Offizier das Pferd des Generals dicht hinter sich zu hören. Er riß den Gaul hoch, er holte heraus, was das arme Tier hergab, er setzte über Hindernisse, er flog über Gräben, er preschte an den Bäumen vorüber, daß sich die Wipfel wie erschreckt hoben. Er jagte, jagte — ritt, ritt um sein Glück und starrte in die Ferne, bis die Türme der Stadt auftauchten. Da erst blickte er sich um — kein Seydlitz war sichtbar. Benommen ritt Götz in Breslau ein, er hielt in der Schweidnitzergasse und frohlockte, als er vernahm, das Kleid sei fertig und nur vergessen worden. Er ritt zurück, leuchtend grüßte ihn der scheidende Tag, fern stand einer ruhenden Mühle stilles Kreuz. Auf abgetriebenem Gaul erreichte er die Garnison.

Sein Herz schlug, als er sich bei dem Fräulein von Seydlitz melden ließ. Die Augen leuchteten. Die Generalin lobte und pries ihn.

Da kam der General, musterte ihn und runzelte die Stirn. „Sein Zopf ist schlecht gedreht. Die Feinde würden sich amüsieren, sähen sie diese schauderhafte Aufmachung Seiner Hinterfront."

Da nahm der Offizier die Hacken zusammen. „Kein Feind wird mich je von hinten sehen, Exzellenz!"

Der General schmunzelte. „Reiten kann Er wie der Satan. Sein Glück. Das Stücklein ist ihm gelungen. Das Herz hat Er auf dem rechten Fleck. Da mag Er als Schwiegersohn antreten."

„Nun kann der König kommen!" rief die Generalin. Die junge Seydlitz aber sah dem Manne tief und schalkhaft zugleich in die Augen. Sie war die Tochter des verwegenen Seydlitz und hatte dem Glück ein wenig nachgeholfen. Das mußte sie Götz gestehen, wenn sie verheiratet waren.

Die gute Springer hatte ihrer Instruktion gemäß gehandelt.

—⊙—

Wie Henter plötzlich taub wurde

Skizze von Lotte M. Zischka.

Wir saßen im Speisewagen der Rhodesian-Eisenbahn, fuhren nun den vierten Tag durch das Hochland Afrikas. Dschungel, Urwald, Sandsteppe. Wieder Urwald, wieder Sandsteppe, wieder Dschungel. Hitze und das ewige leise Schaukeln der großen Pullmanwagen. Es wäre zum Verzweifeln gewesen, wenn nicht der Oberst Cole im gleichen Wagen gesessen hätte. Ein alter Herr mit schneeweißem Haar über einem rotbraunen Sportgesicht. Er erzählte seit vier Tagen Anekdoten . . . ‚Mein Vater war noch mit Dumas Sohn bekannt", sagte er eben. „Sie saßen bei Promier, als der Kritiker Guton eintrat. Man sprach natürlich von Dumas' neuem Roman. ‚Wissen Sie', sagte der Kritiker, ‚das Werk ist gut, aber es sind schon komische Sätze drinnen. Gleich am Anfang sprechen Sie von einer schmerzhaften Leere. Wie kann eine leere Sache schmerzen?' — ‚Nun, mein Lieber', hat damals Dumas geantwortet, ‚haben Sie noch nie Kopfweh gehabt?"

Wir lachten. Mitten in unsere Heiterkeit aber kam ein erschreckter Schrei. Ein Schuß fiel. Mit einem Ruck hielt der Zug.

Der Oberst lief nach vorn. Wir erfuhren später, daß Henter, der bekannte Detektiv aus Kapstadt, eben einen ganz gefährlichen Burschen abgefangen hatte, den Spießgesellen einer Bande, die unseren Zug berauben wollte und ihn vielleicht zum Entgleisen gebracht hätte, wenn Henter nicht zur Zeit dagewesen wäre.

Oberst Cole kannte den Beamten gut, er stellte ihn uns vor, wollte unbedingt die Geschichte dieses Fanges hören. Henter lachte ihn aus. An dem Fang sei wirklich nichts Interessantes, meinte er. Eher an der Geschichte, die ihn zum erstenmal mit dem Verbrecher in Berührung gebracht hatte, mit seiner Bande vielmehr . . .

„Ich hatte damals meinen ersten Europa-Urlaub. Verbrachte ihn an der Riviera. Ein Freund hatte eine Yacht in Nizza liegen, er lud mich auch ein, sein wundervolles Auto zu benützen, während er nach Paris fuhr, und so kam ich in den Ruf eines überaus reichen Mannes, ohne es irgendwie zu sein. — Ich dachte damals gerade an ein paar wichtige Fälle, sprach wenig, kannte niemanden in dem Hotel, das ich bewohnte.

Es war an einem Freitagabend, als ich das Telegramm über den Grogger-Fall bekam, meine erste große Arbeit. Ich sann stundenlang über die Zusammenhänge nach. Eine herrliche Nacht hatte die Gäste aus dem Rauchzimmer getrieben. Ich war allein. Saß tief in einem Sessel versunken im Finstern und dachte nach.

Ich weiß nicht, welcher verteufelte Zufall die Bande Frenzels, eben des Burschen, den ich jetzt abfing, zu ihrem Kriegsrat in den Rauchsalon führte. Kurz, die Leute betraten den finsteren Raum, in den fast nie jemand um diese Stunde kam, schalteten eine kleine Stehlampe an und berieten über neue Raubzüge.

Sie schienen vollkommen mit ihrem Gelde fertig zu sein. Ich war ungewollt Zeuge geworden.

Die drei Männer erwogen alles mögliche. Wollten einen Inder ausplündern, der neben mir wohnte. Aber da wußte Frenzel, daß der Inder aus Dresden, daß er ein Hochstapler sei. Sie erwogen einen Anschlag auf eine fette Amerikanerin, die perlenbehängt beim Diner erschien. Frenzel wußte, daß sie die Perlen jeden Abend nach dem Essen sofort ins Stahlfach des Hotels trug. Sie erwogen noch zwei oder drei andere Gäste. Aber jedem war irgend ein Hindernis . . . Und dann kamen sie auf mich. Sprachen von der Nacht, von meinem teuren Wagen, von meiner vornehmen Zurückgezogenheit. ‚Eben, weil er nicht so aussieht, hat er sicher viel Geld', meinten sie. Man beschloß, mich auszuplündern . . . Ich weiß nicht mehr wieso! Aber damals kam mir dieser Gedanke so urkomisch vor, so ausgefallen und lustig, daß ich leise vor mich hinlachte.

Das Lachen brachte mir unangenehme Minuten. Plötzlich war das Zimmer hell erleuchtet, dann wieder finster. Drei Leute standen vor mir, deren Entschlossenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ich war unbewaffnet; der Mann vor mir hatte die Faust im Sack, umklammerte da einen Browning. Würden sie mich hier im Hotel kalt machen? Sie waren nicht so dumm.

Ich zermarterte mir das Hirn nach einem Ausweg. Wußte genau, daß sie mich auf einen ‚Ausflug' nehmen würden. Einer links, einer rechts, die Pistolen im Sack auf mich gerichtet. Der Pförtner schlief halb, merkte wohl kaum etwas. Sonst war um diese Zeit kein Mensch in der Halle. Sie würden ein Auto nehmen und auf der Corniche fahren, bei einer der Bauten einen Sandsack nehmen und ihn mir über den Schädel schlagen. Dann Whisky zwischen die Lippen Schließlich mit dem Auto über mich weg . . . ein Unfall. ‚Berauschter Hotelgast auf der Corniche überfahren', würde in den Zeitungen stehen. Frenzel sprach damals; deshalb habe ich mir sein Gesicht eingeprägt, deshalb erkannte ich ihn heute und konnte ihn verhaften.

‚Sie haben unser Gespräch gehört', sagte er damals. ‚Wir könnten Sie hier kalt machen, aber das wäre umständlich. Wir werden Sie in einem Landhaus einsperren. Es wird Ihnen weiter nichts geschehen. Bis Sie freikommen, sind wir fort.'

Ich machte ein erstauntes Gesicht, rührte mich nicht, nahm meine Zeitung und las.

‚Es geht um Ihr Leben, Herr', zischte Frenzel. ‚Kommen Sie gutwillig mit!' Es wurde also ernst. Was nützen in solchen Augenblicken alle Methoden? Der Mann war verzweifelt, er würde töten.

‚Kommen Sie!' sagte er noch einmal.

Da sandte mir der Himmel den rettenden Gedanken. Ich nahm einen Bleistift, der neben der Zeitung lag, riß einen Streifen Papier ab, schrieb ein paar Worte und hielt sie dem Verbrecher hin. Er las, schaute mich einen Augenblick prüfend an, zeigte den Zettel seinen zwei Kameraden. Dann gingen sie aus dem Zimmer.

Nun ich hatte bloß geschrieben: ‚Wollen Sie bitte aufschreiben, was Sie wollen? Ich bin taub.'

Ich mußte warten, denn die drei beobachteten mich. Es war dann zu spät, als ich die Polizeiverständigte. Erst jetzt habe ich Frenzel wiedergesehen. Er glaubte bis jetzt an meine Taubheit."

—⊡—

Lobita

Von Bernhard Schroeder-Wiborg.

Als Jäger in den endlosen Sümpfen des Gran Chacos Südamerikas liebte ich die Einsamkeit, wenn auch ihre Allmacht mich ins Bodenlose drückte.

Als ich einmal im Wasser herumstelzte, mich bei jedem Knoten im Schilf neigte, um nach dem darunter liegenden Tellereisen zu sehen, erbeutete ich zwei Fischottern. Auf dem Wege zum Ufer schimmerte dunkelbrauner Samt vor meinen Füßen, zwei Fischaugen quollen daraus hervor. Ein breites, reizendes Mäulchen fiepte wie ein Vogel. Ein ganz junger Fischotter war es. Trug ich die Mutter auf dem Rücken? Ich nahm das kleine unschuldige Otternkind auf den Arm und brachte es in meine Baumhöhle.

Lobo heißt im Spanischen Wolf, doch auch die Fischottern bezeichnet man im spanischsprechenden Südamerika mit Loöo.

Ich begann Lobita zu lieben. Nicht mehr allein war ich jetzt. Als sie größer, beweglicher wurde, ging ich mit ihr zu einem nahen Tümpel und warf sie mitten hinein. Ich muß dabei glücklich ausgesehen haben, denn Lobita wurde zu einem dicken Aal, der blitzartig unter dem Wasser hin und her schoß. Tauchte sie einmal auf, konnte ich mich heiser rufen. Sie verschwand und gründelte wieder nach Muscheln. Froh über ihre Freude, griff ich zur Pfeife. Doch — der Tabak lag im Baum. Zurückspringend, dampfte ich bald wieder dem Tümpel entgegen, aber — meine kleine Freundin war weg. Ich lockte. Das Wasser regte sich nicht. Schnell war das hohe Gras am Ufer abgesucht. Nichts. Nie erschien mir die Einsamkeit im Sumpf so schauerlich. — „Lobita!" Keine Antwort. Mir war's, als ob ich einen Menschen suchte. Hinter dem Tümpel strebten verschlungene Bäume hoch. Das lange Buschmesser zischte wegbahnend hinein. — „Lo—bi—ti—ta!" Totenstiller Urwald. Zurückkriechend suchte ich dann noch einmal am Tümpel jeden Grasbult ab. Auf einmal saß meine rechte Hand fest. Ich zog — Lobita mit ihren prächtigen Fischräuberzähnen hing daran. Mich erkennend, ließ sie los, putzte sich das Blut von den breiten Lippen und legte sich artig in meine hohlen Hände.

Sicherlich war Lobita, überanstrengt durch das Schwimmen, unter das Gras gekrochen und fest eingeschlafen, als meine Hand sie aufschreckte.

Zuweilen fühlte ich mich so jung wie die Kleine, die mit der Zeit sogar etwas schalkhaft wurde. Nicht selten spielten wir Versteck Auf allen Vieren tollte ich von einem Busch zum anderen, hinter unser Haus, legte mich auf den Bauch und lachte. Lobita wollte nämlich schneller sein als ich, hopste hinter mir her, stolperte über ihre kurzen, krummen Schwimmbeinchen, fiepte wie ein Baby und raffte sich wieder auf. Am Ende ließ ich mich doch von der hechelnden Kleinen erwischen. Sie legte sich dankbar an meine Seite, fauchte zufrieden und knupfte behaglich an den Narben meiner rechten Hand, die zwischen ihren wie geschliffenen Zahnreihen lag.

Aber der Tag kam, wo die Munition, Tee und Salz zu Ende gingen. Zweimal wanderte ich mit Fellen fünf Tagereisen weit zum Fluß. Das dritte Mal nahm ich Lobita mit. Ein Dampfer brachte uns in acht Tagen nach Buenos Aires. Hier wohnten wir auf dem flachen Dach eines bescheidenen Gasthauses. Die Wirtstochter wurde eifersüchtig, wenn Lobita sich um die Füße des Kammermädchens schlängelte und sich nicht fortlocken ließ. Der Hausspitz wollte nur noch mit der Sumpfjungfer spielen, war nicht vom Dach zu prügeln.

Die Jagdbeute war schnell verkauft, und vierzehn Tage später hatte unser Häuschen uns wieder. Und hier, zwischen Sümpfen, Sümpfen, Wäldern, Wäldern, kamen wir uns noch näher, bildeten unsere Sprache aus. Lobita ging nun auch mit nach dem nächsten Sumpf und fing für uns beide Fische. Ein bestimmter Laut von mir — sie verließ das Wasser. Bald wurde sie braun und schlank wie ihre wilden Schwestern.

Eines Morgens war Lobita nicht da. Ich dachte sofort an den Tümpel, ging hin, sah zwei Ottern am Ufer. Lobita mit einem Freund? Wie weit mochte sie den hergelockt haben?. Er war dunkler, größer, wild. Sie spielten. Leise schlich ich mich zurück. Lobita war allein ausgegangen, sie würde allein wiederkommen. Aber ich hörte sie erst in der Nacht. Schwankend, mit tiefen Bißwunden, kam sie nach Hause, schlief sofort unter meinen Händen ein.

Fortan wurden ihre Bewegungen selbstbewußter. Das helle Leibchen dehnte sich, zarte Erhebungen zeigten sich rosig an flaumigen Stellen. Bald. Ich freute mich schon auf die dunkelbraunen Samtkinder.

Kurz danach fand mich eine Mondscheinnacht unweit meines Jagdlagers auf einem Baum. Unter mir, auf einem Landstreifen zwischen zwei Sümpfen war ein von dem Jaguar häufig benutzter Wildwechsel. Ich mußte lange warten. Vollgesogene Moskitos hingen in meinem Gesicht. Es war so unheimlich still, daß ich sie unter meinen reibenden Händen platzen hörte. Plötzlich ein Schrei in meinem Häuschen. Ich sauste durch die Luft, fühlte Erde, raste. Die am Gewehr befestigte Langrohrlampe blitzte auf zwei phosphorisch leuchtende Kugeln in meiner Baumhöhle. Scharf zackte das Korn in der Kimme gegen eins der grüngelben Lichter. Knall. Röcheln im Baum. Finsternis. Nie flog das Messer so schnell zwischen meine Zähne. Aber da grellte das Lampenlicht wieder in die Höhle, riß den Jaguar noch einmal hoch. Dann klaschte das Tier tot hin . Lobita lag mit zermalmtem Kopf hinten auf ihrem Lager.

Was ich in jener Nacht tat, weiß ich nicht mehr. Geschlafen habe ich nicht. Ich war wieder allein mit mir und den Sümpfen.

Acht Jahre sind inzwischen dahingegangen. Immer denke ich an Lobita, wie man an ein verlorenes, gleichartiges Wesen denkt. Wie ist das möglich? Und nun habe ich mich von einem Druck befreit und endlich Lobitas Geschichte geschrieben, so, wie man sie begreifen kann. Aber wie wenig begreifen wir

—⊡—

Buddha lächelt

Skizze von Heinö Rikart-Berlin.

Der Mond stand wie eine Sichel dort drüben über Peking, über seinen Türmen und Giebeln. Und es war, als ginge ein Aufatmen durch diese am Tage von Hitze und Dunst geschwängerte Stadt. Dort drüben — das war aber kilometerweit . . .

„Was habe ich Euch gesagt: Der Tempel liegt so ruhig da wie ein Grab. Wenn wir vielleicht auf zwei Wächter stoßen, dann ist das viel. Na — und ein Schuß verhallt hier in diesen stummen Wäldern . . ."

Die Drei hielten es kaum für nötig, Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Sie gingen geradewegs auf die Pforte in der aus rohen Felssteinen gefügten Mauer zu. Von jenseits klang ein heiseres Bellen, ein Heulen fast. Hörte sich an wie der Laut, den ein Schakal von sich gibt. Und aus dem Walde, den die Männer eben verließen, kam ein seltsames Gurgeln und Krächzen.

„Laß uns doch umkehren, Tom! Ich glaube, es wird nichts. Ein solider Bankeinbruch lohnt sich eher."

„Du bist eine Memme", schlug der Angeredete dem Sprecher auf die Schulter. „Weil hier das Viehzeug in der Nacht jammert, träumst Du von Gespenstern."

„Du — es geht bestimmt nicht gut", wollte Jonny sagen und stehen bleiben. Aber das Wort blieb ihm im Munde stecken. In ihm kämpften der Respekt vor dem baumlangen, kräftigen Tom und gleichzeitig die eigene Hasgier gegen dieses Gräßliche, die Furcht!

Inzwischen hatte die kleine Gruppe die niedrige Tür erreicht: und King, der dritte, der bisher schweigsam gewesen war, bastelte am Schlosse. Das jammerte und kreischte, als sich der Schlüssel drehte. Unangenehm laut klang es in dieses laue Schweigen ringsum.

Entschlossen stieß Tom die Tür auf. Der hofartige Raum war leer und keine Seele zu bemerken. Nichts ließ auf irgendein Lebewesen schließen. Und so drehte Tom sich triumphierend um: „Was habe ich Euch gesagt? So leicht wie diesmal wurde es uns nie. Ihr werdet sehen: Der Eingang zum Tempel selber ist offen."

So war es auch. Beide Flügel des großen Tores standen sperrangelweit geöffnet. Und ein schwarzer Schatten lag zwischen ihnen. Im Hintergrund des Raumes aber hockte mit übereinander geschlagenen Beinen die riesenhafte Buddhafigur.

Als sie in der Mitte des Tempels standen, blieben die fremden Besucher unvermittelt stehen. Die leisen, vorsichtigen Schritte hatten laut und dröhnend in diesem Raume geklungen. Nun lastete ein seltsames, eisiges Schweigen darüber. Langsam aber zeigte Toms Arm auf den überlebensgroßen, vergoldeten Buddha matt von dem durch die hohen, geschweiften Fenster fallenden Mondlicht beleuchtet. — Da, dieser unheimliche Glanz, der aus den Augen dieser Gestalt strahlte, wie ein überirdischer Zauber, das waren große, kunstvoll geschliffene Diamanten, die das schwache Mondlicht brachen.

„Seht Ihr? Das wollen wir haben", sagte Tom heiser. „Zwei Tagereisen an die See, und übermorgen fährt unser Schiff. In dem alten Europa aber sind wir gemachte Leute."

Obwohl diese Worte nur geflüstert waren, weckten sie ein schallendes Echo. Dann kam ein Windstoß, und die großen, unbewegbar scheinenden Türflügel fielen knallend zu. Das dröhnte nachhallend in den Raum.

Tom hielt den Revolver in der Hand und biß die Zähne zusammen. Er lugte nach allen Seiten. Seine beiden Begleiter zitterten. Aber es geschah nichts. Nur, hinter ihnen war es dunkler und die seltsamen Augen des Buddha leuchteten noch klarer, strahlten ein Dämmerlicht aus in den Raum, das sie nur aus dem schwachen Mondstrahl sogen. Die Fratze lächelte. Ihr altes, ewiges und nimmermüdes Lächeln. War das Hohn, Erhabenheit oder Hilflosigkeit? Und, was kann ein Lächeln nicht sonst noch alles bedeuten? . .

Aufs neue kam da ein Windstoß, und pendelnd öffneten sich die Tore wieder.

Tom schob mit einem Ruck die Waffe in seinen Rock, als wolle er sich selbst neue Entschlossenheit einflößen. „Was zögern wir noch? Und erschrecken vor einem Windhauch? Kommt!"

Nun standen die drei unmittelbar vor dem von hier aus hoch, gigantisch erscheinenden Götzen. Vor dieser lächelnden Fratze.

„Ihr müßt mir helfen, hier auf diese Stufe zu klettern. An der Figur selbst komme ich dann schon allein empor."

Tom steckte sich einen harten Meißel, mit dem er die diamantenen Augen ausbrechen wollte, griffbereit in die Tasche und schickte sich an, das Werk zu beginnen. Hob die Hände und legte sie auf die obere Kante . . da . . was war das? Eine andere, feuchte, eisig-kalte ergriff seine Rechte.

Ein schriller Schrei brach sich an den Wänden. Dann sackte der Mann in sich zusammen. King und Jonny aber wandten und ergriffen die Flucht. Ihre Schritte polterten, und das vielfache Echo klang hinter ihnen wie ein schauriges, hohnvolles Lachen. Sie rannten . . rannten . . rannten. Tage später griff man sie als Wahnsinnige auf.

Als aber an diesem Morgen die Sonne über die Berge klomm, betrat eine hagere Gestalt mit gekreuzten Armen den Tempelraum. Und schrak zurück, als sie den leblosen Menschen gewahrte. Ueber dessen rechter Hand lag ein feuchtes Tuch. Dasjenige, das man nach Ausbesserungsarbeiten zum Feuchthalten dorthin gehängt hatte.

Verstand der Neuangekommene nicht, was geschehen war? Er hob ganz langsam den Kopf. Und sah in das lächelnde, ewig lächelnde Gesicht dieses, seines Buddhabildes.

Ein Schein der großen, unbegreifbaren Sonne Asiens huschte darüber hin.

—⊡—

Das Alibi des Herrn Hart

Skizze von Lotte M. Zischka.

Der Mann, der eben aus der Strafanstalt Stein entlassen wurde, hatte vor fünf Jahren noch Autos und Villen besessen und riesenhafte Geschäfte getätigt. Bis dann eben die Affäre Better alle Zeitungen, bis — was ärger war — die Affäre Better zwei dicke Aktenmappen bei der Wirtschaftspolizei füllte. Fünf Jahre Zuchthaus wegen Betrugs und Kreditschwindels schließlich. Jetzt war Better ein alter Mann. Fünf Jahre Kerker hatten den Lebensmut gebrochen, obwohl Better sie zu Unrecht abgesessen. Der wirklich Schuldige . . . Zu dem eben war Better auf dem Weg. Er hatte fünf Jahre darauf gewartet, diesen Besuch machen zu können. Hart war reich, Hart war in den fünf Jahren noch reicher geworden. Das alles verdankte er nur dem Umstande, daß Better geschwiegen, die Zusammenhänge nicht aufgedeckt, den großen Hintermann, den wirklichen Betrüger nicht verraten hatte . . .

Hart bewohnte ein großes Landhaus bei Wien. — Herrliche Gärten an den Hängen, die zur Donau abfielen, große, helle, mit erlesenen Kunstschätzen angefüllte Räume. Better war noch nie dagewesen. Hart hatte erst nach dem großen Krach die Villa bauen lassen. So mußte Better dreimal nach dem Wege fragen. Er wählte dreimal Schutzleute dazu, er erzählte jedem von den dreien ungefragt seine Geschichte, nannte seinen einst angesehenen Namen, berichtete, daß er den noch immer angesehenen Hart besuchen wolle. Tat er das, weil er redselig wurde? Better war nicht redselig, sondern nur vorsichtig; er wollte, daß man wußte, wohin er gegangen sei. Er kannte Hart . . .

Herr Hart saß um neun Uhr abends dieses gleichen Tages dem Polizeikommissar des 18. Bezirks gegenüber und unterschrieb das Protokoll seiner Aussage. Einer klaren, einfachen Aussage über den Tod des ehemaligen Bankiers Fred Better, der sich um fünf Uhr nachmittags im Garten des Zeugen erschossen hatte, weil er — wie der Bankier Hart aussagte — wohl einsehen mußte, daß sein Erpressungsversuch an dem Zeugen mißlungen war.

Der Kommissar entließ Hart, mußte ihn entlassen, weil das Alibi des Mannes vollkommen lückenlos schien. Um drei Uhr nachmittags hatte Better den ersten Polizisten nach dem Wege zu Harts Villa gefragt, um 3 Uhr 24 den zweiten, um 3 Uhr 45 den dritten Schutzmann gesprochen. Nur um 4 Uhr 10 zum Haus Harts gekommen. Hatte bis halb fünf mit dem Hausherrn gesprochen. Der gab eben eine größere Tesellschaft, war aber um halb fünf wieder bei dieser Gesellschaft, die er bis 5 Uhr fünf bestimmt nicht verlassen hatte. Um fünf Uhr lebte Better noch, denn sechs der Gäste, überaus bekannte und über jeden Zweifel erhabene Leute, sahen ihn im Garten, als sie mit Hart zu einer Golfpartie gingen. Hart war nur auf ein paar Minuten mit Better zusammen, darauf aber unaufhörlich bis acht Uhr bei seinen Gästen, die dann aufbrachen. Wenige Minuten später hatte Hart die Polizei telephonisch von dem Unglück verständigt. Die Beamten waren nach 32 Minuten eingetroffen.

Wann Better gestorben war? Kurz nach fünf. Hart hatte es in eben der Minute festgestellt, als er von seinen Gästen wegging. Die nur ein paar Schritte entfernt waren und einen Schuß unbedingt hätten hören müssen, wenn er von Hart abgegeben worden wäre. Die ihn aber nicht hören konnten, wenn sie im Hause waren . . . Während sie mit dem Bankier Hart noch in seiner Villa weilten, mußte der unglückliche Better sich entleibt haben. Blieb nur der Zeitunterschied zwischen Entdeckung und Anzeige der Tat. Man fragte Hart natürlich wegen dieses Punktes. Aber seine Erklärung war sehr einleuchtend. Hart hatte unter seinen Gästen Geschäftsfreunde, die nicht zu wissen brauchten, daß ein ehemaliger Sträfling zu den Bekannten Harts gehörte. Hart hatte jedes Aufsehen vermeiden wollen und erst die Anzeige gemacht, als sein Haus leer war. Das war zwar nicht korrekt, aber sehr verständlich.

War es bestimmt Selbstmord? Pulvergeschwärzter Einschuß, Handhaltung, Lage der Leiche deuteten darauf hin. Der Zeitpunkt des Todes aber war durch einen Zufall genau festzustellen. Hart hatte einen Photoapparat mitgehabt, als er mit seinen Gästen den Garten betrat und den Toten photographiert. Better lag bei der Säule einer Sonnenuhr. Sie zeigte einige Minuten nach fünf.

Gewiß, man kann Photos fälschen. Hart aber hatte den Apparat mitgebracht, in dem noch die unberührte Kassette gewesen war; man konnte das Bild im Polizeilaboratorium entwickeln.

Am nächsten Morgen waren die Zeitungen voll von dem unerhörten Ereignis: Der Bankier Hart war in der Nacht wegen Mordverdacht verhaftet worden. Er hatte nach langem Leugnen gestanden, seinen ehemaligen Teilhaber Better erschossen zu haben. Und sein Alibi?

Es war allzu gut gewesen. Die Photographie hatte jeden Zweifel über die Zeit des Todes ausgelöscht. Bis . . . bis ein junger Beamter auf den Gedanken kam, sie mit der Lupe anzusehen, sich an dem Zustand von ein paar Blüten zu stoßen, die den Sockel der Sonnenuhr umwucherten. Diese Uhr war in Ordnung. Zeigte nur ein paar Minuten verschieden von Präzisionsuhren. Man hatte es ausgeprobt. Sie war auch nicht verstellt worden. Nur: Um die Zeit zu zeigen, braucht doch eine Sonnenuhr Sonne. Die konnte aber zur Zeit der Aufnahme nicht geschienen haben, denn die Blüten der gut hundert Anemonen rings um den Sockel waren geschlossen. Sie hatten die Nachtstellung. Unzweifelhaft. Als man am frühen Morgen die Uhr prüfen ging. waren sie offen.

Der junge Beamte also untersuchte die Umgebung der Uhr. Er fand ein feines, graues Pulver auf dem Rasen, eine Entdeckung, die seine Ansicht erhärtete — es war die Spur eines Blitzlichtpulvers . . .

Und schließlich gestand Hart: Er hatte um fünf Uhr Better, dem er schon früher eine große Summe als Abfindung versprochen, nichts anders gesagt, als daß er sich verstecken müsse, weil Geschäftsfreunde in den Garten kämen. Der blieb dann unsichtbar.

Um acht Uhr hatte Hart den schlafenden Mann erschossen, ihn in die Lage eines Selbstmörders gebracht, mit einer Taschenlampe die Stelle ausfindig gemacht, an der er das Blitzlicht abbrennen mußte, um den gleichen Schatten zu erreichen, den die Sonne um fünf Uhr wirft . . .

Es war ein wunderbares Alibi. Aber ein paar Waldblumen hatten den Mörder überführt.

—⊡—

Kinodrama

Der Wirklichkeit nacherzählt

von Howard F. Gibson-St. Louis.

Sie hatten eben im Kino ein Stück gesehen, das starke Anforderungen an die Tränendrüsen stellte. „Ein Glück", sagte deshalb der eine, „daß es in Wirklichkeit so etwas gar nicht gibt!"

„Leider doch", erwiderte der andere. „Ich habe erst vor kurzem als Sheriff eine Nebenrolle in einem Drama aus dem Leben gespielt. das — vom richtigen Regisseur verfilmt — auf lange Zeit hinaus volle Häuser sichern würde Ich weiß nicht, ob ich es mit dem nötigen dramatischen Tonfall erzählen kann.

Bei uns drüben in Missouri wohnte eine Farmerfamilie Brennan. Dem Alten ging es noch schlechter als den meisten seiner Standesgenossen dort, die in ihrem Weizen ersticken und keinen Pfennig im Hause haben. Eine Hypothek von 4000 Dollar hatte man ihm gekündigt, und sein einziger Junge saß wegen eines Ueberfalls auf eine Bank im Gefängnis. Die Mutter war krank vor Elend, und die beiden Töchter, Lela und Celia, mühten sich, wenigstens ein bißchen Licht ins Haus zu bringen.

Dann wohnte da noch ein sechzigjähriger Knecht. Keiner wußte recht, woher der erstaunlich rüstige Mann gekommen war. Doch an seinen Papieren konnte niemand etwas aussetzen, und er schuftete wie ein Pferd. Er konnte sich unmöglich um des Lohnes willen allein so abrackern, und bald wußte man, für wen er arbeitete: für Celia, die Neunzehnjährige.

Kein Außenstehender begriff, warum der alte Brennan den Sechzigjährigen nicht vor die Tür setzte. Arbeitsleistung hin, Arbeitsleistung her — die Tochter, die unter der Werbung des alten Knechtes litt, hätte ihm lieber sein müssen. Auch seine Familienangehörigen verstanden Brennan nicht, und Celia wollte in die Stadt ziehen, dort irgend eine Arbeit annehmen, nur um Frank, dem Knecht, zu entgehen.

Eines Abends erfuhr die Familie, warum Brennan den Knecht duldete. Er kam aus der Stadt zurück: „Ich habe die Hypothek bezahlt. Frank gab mir das Geld dazu!" — „Frank, der Knecht?" — „Ja, er hat einmal eine Erbschaft gemacht und besitzt noch ein paar tausend Dollar."

Mutter und Töchter sahen sich an. Celia war weiß geworden. Dann sagte sie: „Morgen ziehe ich in die Stadt!"

Da ging die Tür auf. Frank mußte gehorcht haben. Denn er sagte kühl: „Sie werden bleiben. Ich will Sie heiraten." — „Nein ich gehe!" — „Dann wollen Sie also, daß ich Ihrem Vater das Haus über dem Kopfe versteigern lasse?" Celia blieb. Doch von der Heirat war im Augenblick nicht mehr die Rede. Frank wollte den Bogen nicht überspannen. —

Ein halbes Jahr verfloß. Celia ging dem Knecht aus dem Wege. Eines Tages kam ein Schreiben von Wayne, dem Sohn im Gefängnis. Brennan wollte den Brief gerade öffnen, als Frank eintrat: „Ich möchte nun endlich Klarheit haben, wann wir beide heiraten, Celia und ich." — „Nie!" fuhr die Mutter auf. — „Schön", sagte der Knecht ruhig, „dann kündige ich Ihnen hiermit meine Hypothek. Ich bleibe natürlich auch nicht länger hier. Meinen Koffer lasse ich morgen holen." Er ging in sein Zimmer hinauf.

Brennan ließ den Kopf hängen: „Woher soll ich das Geld nehmen?" — „Ein Ausweg wird sich schon finden", tröstete die Frau. „Lies jetzt, was Wayne schreibt!"

In dem Brief stand, ein Rechtsanwalt sei bereit, gegen Zahlung von 2000 Dollar Waynes probeweise Haftentlassung durchzusetzen. „Hätten wir doch nur das Geld!" Die Mutter stützte den Kopf in die Hände.

Da hörte sie den Knecht die Treppe heraboltern. Sie fuhr auf, lief zur Tür: „Frank, wir haben Ihnen unrecht getan. Frank, wir bitten um Entschuldigung!"

Der Knecht wunderte sich. Dann nahm er der Frau den Brief schweigend aus der Hand. Las ihn. „Ach so!" nickte er. „Na ja, Ihr könnt das Geld haben, und ich bleibe. Wegen Celia!" —

Es blieb nicht bei den 6000 Dollar. Brennan hatte sich mit dem Gedanken abgefunden, daß der nun Einundsechzigjährige sein Schwiegersohn werden sollte. Doch eines Abends kam es zum Streit zwischen Frank und Wayne, dem aus dem Gefängnis entlassenen Sohn: „Ich habe mir hier alles aufgeschrieben, was Sie mir schulden, Brennan. Zehntausend Dollar. Ich möchte jetzt Klarheit haben!" Der Farmer antwortete nichts. Wayne wies dem Knecht die Tür: „Meine Schwester wird nicht verhandelt wie eine Kuh!"

Am Abend kam Frank zu mir und bat mich, ihn zur Farm zu begleiten, damit er seinen Koffer ungefährdet abholen könne. Gleichzeitig gab er mir den Auftrag, Brennan einen Zahlungsbefehl über zehntausend Dollar zuzustellen. Mir fiel das Amt schwer. Frau Brennan sank auf einen Stuhl: „Nun müssen wir doch von Haus und Hof!" Wayne stand neben ihr und ballte die Fäuste.

Dann verschwand er für zwei Tage. Er kam zu Brennans Verblüffung mit Frank und den beiden Schwestern zurück. Er schien gut gelaunt zu sein, und der Knecht lachte über das ganze Gesicht. „Alles in Ordnung", sagte Wayne, und dann las er eine notarielle Urkunde vor, laut der Frank auf seine Forderung an Brennan verzichtete, wenn . . .

„Nein", schrie die Mutter, „er soll Celia nicht heiraten!"

Da sagte das Mädchen ruhig: „Wir sind vor zwei Stunden getraut worden!" Dann ging